

Aus protestantischer Seelsorge

Seelsorge will die Seelen erreichen und retten. Das ist zu allen Zeiten eine schwere Kunst gewesen, und sie ist in unsern Tagen wahrlich nicht leichter geworden. Auch in katholischen Kreisen spricht man ja heute offen von einer Krisis der Seelsorge, und man sucht nach neuen Wegen, um in den verworrenen Verhältnissen der Gegenwart der Not der Seelen besser steuern zu können. Da ist es gewiß auch für den Katholiken von Interesse, in die protestantische Seelsorge und ihre Erfahrungen einen Einblick zu gewinnen. Dieser wird uns durch eine neue Schrift eröffnet, die in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte: „Tagebuch eines Großstadtpfarrers. Briefe an einen Freund.“¹

Der Verfasser verschweigt seinen Namen, in der verständlichen Absicht, die Geheimnisse seines „Kämmerleins“ und seiner Gemeinde so besser zu wahren. Aber seine Wesenszüge sind doch deutlich kennbar. Es ist ein gläubiger, ernster, nachdenklicher, etwas herber und noch ringender Mensch mit einer ehrlichen Abneigung gegen Pharisäismus, Heuchelei und äußeres Getue, wie fast alle besinnlichen Naturen selbstquälerisch veranlagt und immer versucht, jede Säule auf etwaige Hohlheit abzuklopfen. Auch ein sehr gewissenhafter, fleißiger und hilfsbereiter Mann, der sich mit der Ausarbeitung und dem Auswendiglernen seiner Predigten und Vorträge große Mühe gibt, eifrig Sprechstunden abhält und viele Hausbesuche macht. Er läßt die Vorkommnisse jedes Tages auf sich einwirken und möchte mit ihnen ins reine kommen. Darum gibt er abends in Form von Briefen sich und einem befreundeten Landpfarrer Rechenschaft, die unter dem frischen Eindruck des Erlebten offen und anschaulich abgelegt wird. Er spricht dabei von den verschiedensten Dingen, stellt Fragen, die ihm auf

der Seele brennen, und klagt besonders über die Veräußerlichung der Religion und die „Verbürgerlichung“ der Kirche, die den Massen der Arbeiter zum Anstoß gereiche. Auch die „Kriegs- und Stahlhelmttheologie“ und überhaupt die Verquickung der Religion mit Nationalismus und Parteipolitik bereitet ihm viele Sorge.

Das geistige Bild der Großstadt, das durch seine Bekenntnisse schimmert, ist das typische und oft geschilderte: religiöse Gleichgültigkeit und Verflachung, sittliche Verwahrlosung und Verwilderung, scharfe Gegensätze zwischen Glauben und Unglauben, Reichtum und Armut, bürgerlichen und sozialistischen Parteien und Verbänden. Ein katholischer Großstadtpfarrer wird aus dem Gesagten kaum Neues entnehmen, wohl aber seine eigenen Erfahrungen bestätigt finden. Dagegen wird er auf manche psychologische Fehler aufmerksam werden, die bei der Behandlung der verschiedenen Volksklassen leicht unterlaufen können. Eine bemerkenswerte Ähnlichkeit ergibt sich in den Rückwirkungen, die von den Verhältnissen der Großstadt auf Seelsorge und Seelsorger ausgehen. Als solche Rückwirkungen lassen sich feststellen: die Größe und Unübersichtlichkeit der Pfarreien, die zu geringer Zahl der Seelsorgsgeistlichen, die Hege und das Vielerlei der aufreibenden Arbeit, das Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber den wechselnden und vielgestaltigen Anforderungen des Tages, die bange Wahl zwischen einem Wirken ins Breite oder Tiefe, das Zusammenströmen des Elends, der Bittsteller und Bettler an der Türe des Pfarrhauses, der Mangel an Sammlung, die Gefahr endlich, in dem verwirrenden und enttäuschenden Getriebe sich mit mechanischer Erledigung des „Amtsframes“ zu begnügen und die Dinge einfach laufen zu lassen.

Natürlich treten auch die Unterschiede zwischen katholischer und protestantischer Seelsorge scharf hervor. Es zeigt sich deutlich, wie der Mangel an dogmatischer

¹ (181 S.) Berlin 1929, Furtche-Verlag. M 4.80, geb. 6.—

Klarheit, Einheit und Festigkeit auf protestantischer Seite auch die Praxis stört, und wie der Gegensatz zwischen der liberalen und orthodoxen Richtung immer wieder Zwietracht in die Gemeinden hineinträgt. (Der Verfasser des Tagebuches steht stark unter dem Einfluß von Christoph Blumhardt und Karl Barth und betont einseitig das Gericht Gottes.) Gleich verhängnisvoll wirkt das Fehlen einer protestantischen Sexualethik, wodurch eines der wichtigsten Lebensgebiete dem Einblick und der erzieherischen Beeinflussung der Geistlichen entzogen wird. Man gewinnt überhaupt den Gesamteindruck, daß die protestantische Seelsorge bei weitem nicht so tief die Seelen erfaßt wie die katholische. S. 16 heißt es: „In Stuttgart sagte mir Fräulein Dr. L.: ‚Die Pastoren kommen mir so vor wie Ärzte, denen man Krankheiten nicht sagen darf.‘ Ein schlimmes Wort. Der ganze Mangel einer Beichte liegt darin. Unsere Beichte vor dem Abendmahl ist ja auch alles andere als eine Beichte.“ Wenn es schon dem katholischen Pfarrer schwer fällt, ein wirklich zutreffendes Bild seiner Gemeinde zu erlangen, wie schwer muß das erst für den protestantischen sein!

Nur ganz vorübergehend ist in dem Tagebuch von katholischen Dingen die Rede. Wo es der Fall ist, geschieht es ohne Bitterkeit, aber auch ohne tieferes Verständnis. Der Verfasser ist offenbar nie mit katholischen Kreisen in nähere Berührung gekommen. Das Urteil haftet daher allzusehr an der Oberfläche. Man sieht z. B. nicht ein, warum Massenandrang beim katholischen Gottesdienst mißtrauisch machen, aber beim protestantischen „schön“ sein sollte (S. 45 162). Interessant ist die Stelle S. 161: „Ich bekam einen Brief aus dem Rheinland. Die evangelische Kirche dort ließe sich ganz vom Gegensatz gegen den Katholizismus bestimmen und leiten. Wenn das wahr wäre, so wäre das ein Zeichen des Untergangs. Vom Negativen zu leben, ist unmöglich.“

Auch von der „ökumenischen“ Bewegung ist kaum eine Welle in die Seele des Groß-

stadtpfarrers gedrungen, wiewohl er einmal (S. 129) ganz kurz „Stockholm“ erwähnt. Seine Gedanken halten sich trotz aller Sehnsucht nach einer neuen Kirche wesentlich in dem engen Bezirk seiner Landeskirche, deren Ungenügen er so tief empfindet und so beredt schildert. Ja, das ganze Tagebuch ist im Grunde eine einzige Klage über dieses Ungenügen, und das bringt schließlich eine gewisse Einförmigkeit in seine Aufzeichnungen. Es werden auch keine neue Wege gewiesen, die in eine bessere Zukunft führen könnten, sondern alles ist beherrscht von dem dunklen, instinkartigen Gefühl, daß etwas nicht stimmt und daß es anders werden muß. Darum liegt über dem Tagebuch etwas Ungelöstes und Unerlöstes. Aber die Bescheidenheit des Verfassers hat ja von vornherein seiner Kritik eine enge Grenze gezogen. In seinem Vorwort bekennt er: „Kritik ist für mich immer ein schmerzliches Sehen eines Irrweges, einer Not, einer Gottwidrigkeit — bei der der Kritisierte sich aber sofort sagt: wer weiß, wie ich in diesem Falle gehandelt hätte. Kritik ist mir also lediglich ein Suchen, ein Suchen nach Neuem, ein Suchen — letztlich nach Gottes Forderung an Kirche und Welt.“ Da es heute allerorten so viele Kritiker gibt, sei diese edle und demütige Auffassung von Kritik ihrer Beherzigung empfohlen. Max Prebilla S. J.

Bolschewismus und Kultur

Eine Überschrift, die befremdet. Die Durchsicht des nicht kommunistischen Wochenpiegels der Presse, die monatlichen Literaturnachweise ließen eine andere Zusammenstellung erwarten. Das Wort „Bolschewismus“ weckt Erinnerungen an unerhörte Grausamkeiten während des Bürgerkrieges, erinnert an das Spielen mit Menschenleben, an die vielen „Außerordentlichen Kommissionen“ mit Gewalt über Leben und Tod, an verschleudertes Volksgut, bloß um die Partei zu retten, an Gewaltszenen, die auch heute nicht vereinzelt sind, an all die dunklen Punkte der Revolution, von denen viele erst die spätere Geschichte aufdecken wird.